

31]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Nun das Schweigen gebrochen war, ließ sie ihn gar nicht mehr zu Worte kommen. Bittere Vorwürfe machte sie ihm wegen seiner Gleichgültigkeit; ihm sei das recht einerlei, ob sie daheim Szenen habe oder nicht; täglich gäb's jetzt Verdruß, zum Schlusse würde sie noch auf und davon gejagt werden.

Das alles sprach sie sehr hastig, voll Mitleid für sich selbst, und schließlich dahin gelangend, zu glauben was sie sagte. Ja, so vollständig wußte sie sich in ihre Rolle einzulieben, daß ihr plötzlich die Tränen aus den Augen stürzten. Sie hoffte bei ihm auf eine gute Regung, vielleicht einen Verzicht, und während sie sich ihre geröteten Widen mit dem Taschentuche trocknete, schielten ihre tränenumflorten Augen heimlich zu ihm hinüber.

Er wiegte nur den Kopf auf den Schultern und schwieg immerzu.

Nun ereiferte sie sich. Nichts anderes als Egoisten seien die Männer, die nur an ihr Vergnügen dächten. Die Frauen seien für sie lediglich zum Zeitvertreib vorhanden, und sie wollten sie beständig bei der Hand haben wie ein Spielzeug.

Sie hatte sich arg in Hitze geredet. Das Blut rötete ihre Wangen. Entschlossen blickte sie ihn jetzt an, um seine Antwort herauszufordern, den Oberkörper weit vornübergebeugt und mit ihren Händen heftig gestikulierend, als ob sie ihm jedes einzelne Wort an den Kopf schleudern wollte. Doch es geschah das gerade Gegenteil von dem, was sie erwartet hatte. Statt ihn zu erweichen, verhärtete sie ihn; sein angeborenes Mißtrauen ließ ihn hinter dieser Fülle von Vorwürfen eine Falle wittern.

Langsam löste sich seine Gestalt von der Mauer, und mit den Händen in den Hosentaschen stellte er sich breitspuria vor ihr auf:

„Na also, wo soll das hinaus? Willst Du etwas von mir? So rede!“

Sie überlegte einen Moment, erhob sich dann und warf sich, in Schluchzen ausbrechend, mit einer großartigen, hingebungsvollen Gebärde an seine Brust:

„Ich kann Dir nicht alles sagen. Ich bin mit Dir nicht mehr so glücklich wie früher. Wir sollten uns seltener sehen. Wer weiß, was später einmal sein wird, vielleicht wird dann noch alles gut.“

Er war gerührt; an ihren warmen Tränen schmolz seine Härte.

„Ich bin noch viel unglücklicher als Du,“ sprach er. „Und doch denk' ich nie daran, Dich zu verlassen!“

Sie wollte ihm begreiflich machen, daß sich bei ihm die Dinge ganz anders verhielten; und während sie nach triftigen Argumenten suchte, bekamen ihre Augen jenen seltsam losgelösten Blick nach Ausflüchten ringender Menschen. Aber er schüttelte, keineswegs überzeugt, den Kopf.

„Du kannst bis morgen so weiterreden, ich werde Dir doch nicht glauben,“ sagte er. „Vielleicht bin ich anders als andere Menschen.“

Er nahm sie in seine Arme und bettete ihr Haupt an seine Brust.

„Vor allem hätte ich Dich nicht tagelang warten lassen, ohne zu kommen. Du hättest bloß ein bißchen in den Wald zu laufen gebraucht und gleich wieder zurück können. Das wäre für mich eine Wohltat gewesen. Aber Du bist nicht gekommen!“

Sie erwiderte ihm mit allen erdenklichen Ausreden: erstens wäre sie gar sehr beschäftigt gewesen, sogar gestern, Sonntags, habe sie nichts anderes getan, als gearbeitet.

Diese offenkundige Lüge ließ ihn erschreckt zusammenfahren; doch scheinbar gleichgültig fragte er sie in kühlem Tone:

„Gestern hast Du also auch gearbeitet?“

Nichts ahnend, machte sie ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe. Da überkam ihn eine schreckliche Angst, Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne.

„Bis zum Abend?“

Seine Beharrlichkeit warnte sie, auf ihrer Gut zu sein; eine Ahnung durchzuckte sie. Sie zauderte und streifte ihn mit einem raschen Blick; dann aber behauptete sie fest:

„Ja, bis zum Abend.“

Da packte ihn wieder seine alte Maserei, und gellend schrie er, sie von sich stoßend:

„Du lügst!“

Das Haupt stolz in den Nacken werfend, richtete sie sich kampfbereit empor und maß ihn mit einem herausfordernden Blick:

„Was, ich sollte lügen?“

„Ja! und wie!“ Jetzt errate er alles, alles! Sie betrüge ihn mit ihren Galanen. Und in einer Wiederkehr seines gestrigen Wutanalles schleuderte er ihr die fürchterlichsten Wahrheiten entgegen: ihretwegen habe er beinahe einen Menschen erschlagen, doch sie sei es nicht wert. Schon seit langem betrüge sie ihn. Und er war so dumm gewesen, ihr aufs Wort zu glauben. Ah! das zudrige Fräulein ließ sich von Pächteröhnen heimbegleiten, denen sie ihr Händchen gab und am Ende gar weis machte, daß sie noch ein Jüngferlein sei!

Mit verkränkten Armen, den Oberkörper weit vorgebeugt, streckte er ihr sein wutverzerrtes Antlitz entgegen. Ersticht zichten die Worte zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor, von bitterem Lachen unterbrochen, das wie Peitschenhiebe dazwischen fauste. Ihr waren die Arme herabgesunken. Die Augen starr auf den Boden geheftet, lauschte sie ihm wie betäubt. Was sie am ärgsten traf, war nicht so sehr die Nachricht, daß er sie gesehen, als daß er den jungen Hayot unterwegs überfallen hatte. Wie, beinahe umgebracht hätte er ihn. Aber da würde doch die ganze Geschichte aufkommen!

Sie hatte eine Anwandlung von Troß. Einen Schritt näher tretend, sprach sie kühn:

„Also ja, es ist wahr, ich hab' ein Verhältnis.“

Sie hatte kaum die Worte ausgesprochen, als sie schon Angst bekam und die Hände vors Gesicht schlug.

Das Geständnis hatte Cachapès wie ein Keulenschlag getroffen. Mit einem Wehruf taumelte er zurück wie ein zu Tode Betroffener, der, nichts ahnend, den tödlichen Streich empfing. Aber schon im nächsten Augenblick, nachdem die Worte wie spitze Nägel in sein Hirn eingedrungen waren, deutete er mit dem Ausdruck eines Wahnsinnigen nach der Tür und schrie:

„Hinaus, Du Dirnel!“

Da gewann die weibliche Feigheit wieder Oberhand in ihr. Sie hoffte, daß dies das Ende sei und er sie endlich verlassen werde. Vektret aufatmend, lief sie nach der Türe. Da fühlte sie sich von einer Hand an den Rücken festgehalten.

„Hierher!“

Er zog sie zu sich heran, schob den Riegel vor und schleuderte sie dann mit einem heftigen Stoße zurück, daß sie in einen Stuhl niederfiel. Sie sah sich in seiner Gewalt, und mit schlotternden Armen, wachsbleich im Gesicht, äußerlich aber scheinbar ruhig, wartete sie. Das war ihre Freiheit, die es jetzt galt: sie war fest entschlossen, diese um jeden Preis zu erobern.

Anfangs durchmaß er das Zimmer mit heftigen Schritten, an allen Tischen und Stühlen anstoßend; sein leuchtender, harter Atem verriet das Ungeheuer seiner innerlichen Qual. So oft er an ihr vorüberkam, schloß er die Augen, um sie nicht zu sehen.

Allmählich nahm eine kalte Entschlossenheit von ihm Besitz. In seiner Wanderung innehaltend, begann er mühsam und stockend:

„Was geschehen ist, ist geschehen, Germaine. Da läßt sich nichts mehr ändern. Der Mann saß auf seinem Pferd. Ich hab' ihn runtergeworfen. Ich häß' ihm am liebsten sein Blut gezapft. Bis morgen, vielleicht schon jetzt, in diesem Augenblick, werden alle Leut' es wissen, daß Du einen Geliebten hast, und daß ich dieser Geliebte bin. Und er wird vor Dir ausspuden. Das ist gar kein richtiger Mann! — Also, hör' mich jetzt an. Ich hab' mein verdammtes Leben satt! Ich mag's nicht mehr, möcht' ein Ende machen! Du, Du bist auch fertig. Man wird erzählen, daß Du die Ge-

Hebte von einem schlechten Kerl bist. Dir bleibt nichts anderes übrig, als eine Straßendirne zu werden. Ich hab' mein Messer bei mir, ich mach' uns beiden den Garaus!"

Mit einem Schrei fuhr sie empor. Er hatte ihre Taille umschlungen und zog sie mit seiner unbezwingbaren Stärke zu sich. Mit jeder Sekunde fühlte sie ihn näher an sich herankommen, trotz all ihres Sträubens. Den Oberkörper weit zurückbeugend, hielt sie ihm ihre krampfhaft ausgebreiteten Arme entgegen, um nicht das Messer zu sehen, das er eben aus der Tasche zog. Sie kannte es wohl, dieses Messer mit der langen, schmalen, furchtbar geschärften Klinge: er bediente sich dessen auf der Jagd, und noch haften die Blutstrecken der Eingeweide daran, in die es verjenkt gewesen.

Er öffnete es; in seiner rechten, halb hinterm Rücken verborgenen Hand bligte der Stahl! Und während diese Hand noch unsicher flackerte, als suchte sie erst ihr Ziel, sah sie es in seinen Augen aufleuchten wie von einer fast überirdischen Häßlichkeit. Aus seiner Kehle rangen sich abgerissene Worte, ein heiseres, unartikuliertes Gestammel. Und sie versuchte sich zu wehren, zerriß ihm mit ihren messerscharfen Nägeln die Haut seiner Hände, den starren Blick wie wahnsinnig auf die Messerklinge gerichtet. Einen Moment gelang es ihr, sich ihm zu entwinden. Im Nu war sie bei der Tür; doch er erhaschte sie, noch ehe sie die Hand auf die Klinke legte. Diesmal packte er sie beim Halse; seine Finger kralten sich in ihr Genick und rissen ihr den Kopf nach rückwärts. Dabei starrte er sie unverwandt an, wie von Neuem erfasst, so viel Schönheit zu zerstören, die sein höchstes Entzücken gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist.

September.

Die Sommerarbeiten auf der Parzelle neigen sich jetzt ihrem Ende zu; denn es gilt in der Hauptsache nur noch zu ernten, aber doch auch noch einiges zu pflanzen und zu säen, um im nächsten Frühjahr wieder zeitige Ernten zu haben. Das Steinobst, das jetzt in späten Sorten noch reift und einen für dieses schlechte Jahr ungewöhnlich reichen Fruchtansatz aufwies, hat die gehagten Erwartungen nicht befriedigt. Die lang andauernde Dürre der letzten Zeit hat in Verbindung mit der nachfolgenden Regenperiode die reisenden Mirabellen, Pflaumen und Reineclauden zum Plagen gebracht. Die häufig doppelt und dreifach geplatzten Früchte verlieren erheblich an Gebrauchswert, da sie nur noch zur Bereitung von Mus geeignet sind, also sich nicht mehr zum Einkochen in Zucker eignen. Die einzige der in letzter Zeit reif gewordenen guten Pflaumensorten, die nicht geplatzt ist, ist Kirkes-Pflaume, die ich überhaupt für die feinste und beste der späteren großfrüchtigen Pflaumen halte. Noch später ist die großfrüchtige Sorte Anna Späth, die wahrscheinlich auch nicht plagen wird, aber den Fehler hat, daß sie in kalten Spätsommern bei uns nicht reift.

Die Ernte der Spätkirnen wird in der Mark stellenweise befriedigen, auch von späteren Kesseln bringen noch einige guten Ertrag, so: Gravensteiner, Goldparmane und Ananasrenette. Alles in allem ist aber die Ernte so gering, daß die von der Landwirtschaftskammer im Ausstellungspark am Lehrter Bahnhof für Ausgang Oktober geplante große Obstausstellung auf ein besseres Jahr verschoben werden mußte. Im ganzen Deutschen Reich, auch in der gesegneten Rheinprovinz und in allen Nachbarländern, Böhmen ausgenommen, wird die diesjährige Ernte gering sein.

Im Gemüsegarten fällt die Ernte der Wintergemüse reichlich aus, natürlich mit einigen Ausnahmen. Die Erbsen hatten dieses Jahr furchtbar unter Mehltau zu leiden, der ihnen verderblich wird. Augenblicklich leiden die Winterkohlsorten unter Raupenfraß. Der trodene Sommer war der Entwicklung der Raupen außerordentlich günstig. Das beste Bekämpfungsmittel bildet jetzt das fortgesetzte, freilich zeitraubende Abschneiden der Raupen. In einer halb mit heißem Wasser gefüllten Kanne werden die abgecuteten Raupen getötet. Rascher kommt man durch Besprikung der Kohlpflanzungen mit einprozentiger Karbolineumbrühe zum Ziel. Da diese Brühe aber das Gemüse unappetitlich und ungesund macht, möchte ich von Anwendung dieses Verfahrens abraten.

Um im Frühjahr zeitige Ernten zu haben, macht man jetzt eine größere Ausaat von Spinat, der dann vom zeitigen Frühjahr ab gepflückt werden kann. Es sei aber bemerkt, daß Spinat frisch gedüngten und gut bearbeiteten Boden verlangt. Anspruchsloser ist der holländische Felsalat, den man ohne Düngung auf abgeerntete Beete sät, die nicht frisch gegraben, sondern nur durchhackt und gesäubert werden. Die Saat, die mit der Hacke eingehackt wird, keimt bald; die sich entwickelnden Blattrosetten werden während des ganzen Winters nach Bedarf gestochen und zur Herstellung eines sehr wohlschmeckenden Salates verwendet. Die jetzt reisenden Zwiebeln nimmt man bei trockenem Wetter aus, läßt sie ein bis zwei Tage auf den Beeten zum Nachtrocknen liegen und lagert sie

dann in luftiger Kammer, wo nach einiger Zeit die eingetrockneten Blätter entfernt werden, worauf dann das weitere Kühle, aber frostfreie Aufbewahren in einem aufzuhängendenbeutel erfolgen kann. Die kleinsten Zwiebeln der Ernte bewahrt man separat als sogenannte Steckzwiebeln auf, die im März gepflanzt werden und bei großzwiebeligen Sorten im Herbst eine sehr stattliche Ernte liefern. Die feinsten aller Zwiebeln ist unbedingt die kleine, weiße Perlzwiebel, die zu vielen Konserven, wie z. B. Mixed Pickles, zu Essig- und Senfsurten, auch für sich in Essig eingelegt, als anregende Zuspitze im Haushalt verwendet wird. Diese Zwiebelchen kauft man jetzt als kleine Brut in den Samenhandlungen, um sie gleich in geringen Abständen, etwa 5 Zentimeter von Zwiebel zu Zwiebel, 2 bis 3 Zentimeter tief in den Boden zu legen. Hier überwintern sie; sie treiben im Frühling und werden später nach dem Absterben des Laubes aufgenommen.

Der September ist nicht nur für die Laubenkolonisten, sondern auch für die Blumenfreunde, die im Winter etwas Blühendes in ihrem Heim haben wollen, ein ausgesprochener *W o i e s e l m o n a t*. In den Samenhandlungen kauft man jetzt die verschiedenartigen holländischen Blumenzwiebeln, die nun, auf der Laubparzelle gepflanzt und später mit einer Laubdecke gegen Winterfroß geschützt, im nächsten Frühling den zeitigsten Flor liefern. Wertvoller sind sie aber als Zimmerblumen für den Winter. Die allerfrühesten dieser Blüten, Schneeglöckchen, Safran, Schneefuß, Scilla, Muskat oder Mustatshazinthen, Jonquillen, Tagetten und Narzissen blühen im Zimmer am spätesten und verlangen ein sonniges Fenster, denn ohne Sonne findet bei ihnen keine Blütenentwicklung statt. Ganz anders verhalten sich Hyazinthe und Tulpe. Bei ihnen haben wir es ganz in der Hand, wenn wir Frühsorten pflanzen, sie schon von Weihnachten ab an den Fenstern unserer Wohnräume, mögen diese sonnig liegen oder nicht, zur Blüte zu bringen. Es kommt bei ihnen lediglich auf die richtige Feuchtigkeit, die Treibbarkeit der gepflanzten Sorten und auf die Höhe der Zimmerwärme an. Für spätere Flor, von Januar und Februar ab, genügt die übliche Zimmertemperatur. Hübsche Tulpenforten erhält man schon für 6–10 Pf. pro Stück, während gute Hyazinthen nicht unter 25 Pf. zu haben sind. Man verlange gute, frühe Treibsorten, die man möglichst bald in Töpfe pflanzt. Die richtige Topfweite beträgt für Tulpen 8, für Hyazinthen 10 Zentimeter. In Töpfe von dieser Größe pflanze man je 3 Tulpen, die Hyazinthen aber einzeln. Man braucht den Töpfen keine Scherbenunterlage zu geben, füllt sie leicht mit Erde und drückt dann die Zwiebeln mit Daumen, Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand so in das Erdreich ein, daß die Hyazinthen mit dem Topfstand in einer Linie stehen, die langen Hälse der Tulpenzwiebeln ihn nur wenig überragen. Danach wird die Erde fest angebrückt, nach Bedarf noch Erde nachgefüllt, dann gießt man die Töpfe wiederholt gründlich an, stellt sie in den Keller und bedeckt sie hier mit einer handhohen Erd- oder Sandschicht. Nach zwei Monaten haben sich die Zwiebeln gut bewurzelt, auch kräftige Triebspitzen haben sie gebildet; die Töpfe werden dann von der Erdschicht befreit und teils zur langsamen Entwicklung in Kühle, teils zum sofortigen Treiben in warme Wohnräume gebracht.

Hyazinthen- und Tulpenzwiebeln kommen heute fast ausschließlich aus Holland, aber auch im Sande der Mark wäre ihre gewinnbringende Kultur möglich. Vor einigen Jahrzehnten gab es bei Baumshulenberg, Borchagen und Rummelsburg noch ausgedehnte Hyazinthenfelder, die zur Blütezeit im Frühling Tausende von Schaulustigen anlockten. Diese Hyazinthenkultur hat leider der Baustellenkultur, besser gesagt: der Bauspulation weichen müssen, die die Preise der in Frage kommenden Ländereien derart in die Höhe trieb, daß die Besitzer den Verkauf der Ländereien der Zwiebelkultur vorzogen, Spaten und Harke beiseite legten und mit gefüllten Geldbeuteln im Großstadtleben untertauchten.

Die Anspruchslosigkeit der Blumenzwiebeln an den Boden hat seinen Grund darin, daß alle Reservestoffe, die zur Entwicklung der Blätter und Blüten in der nächsten Wachstumsperiode gebraucht werden, schon aufgespeichert vorhanden sind. Natürlich verbraucht die Zwiebel in der Treibperiode alle Reservestoffe, und da sie bei diesem an und für sich unnatürlichen Verfahren keine Möglichkeit findet, sie nachträglich wieder zu ersetzen, schrumpft sie hier erheblich zusammen. Mancher Pflieger wird verubt darüber sein, daß er eine große, feste Zwiebel pflanzte, aber beim Herausnehmen derselben in der nächsten Ruheperiode eine weit lockere und kleinere in die Hände bekommt. Das Schrumpfen ist noch erheblicher, wenn man die Zwiebeln auf Wasser treibt. Hierzu sind in erster Linie Hyazinthen geeignet, am besten mittelfrühe und späte Sorten; auch ziehe man bei diesem Verfahren die einfach blühenden den gefüllt blühenden vor. Nur Zwiebeln erster Qualität versprechen Erfolg; Hauptsache ist, daß sie fest sind und einen gesunden Wurzelboden haben. Die Größe allein ist nicht maßgebend; denn es gibt Sorten mit Prachtblumen und Riesentrauben, die von Natur aus ganz kleine Zwiebeln besitzen. Es ist dies namentlich der Fall bei den gelbblühenden.

Die beste Zeit, Hyazinthen auf Wasser zu setzen, ist Mitte September. Die einfachen Hyazinthen Gläser des Handels kosten 10 Pf. pro Stück und genügen; sie haben verschiedene Halsweiten, und man muß für jede Zwiebel ein Glas auswählen, dessen Halsweite dem Durchmesser des Wurzelbodens der Zwiebel einigermaßen entspricht; denn ist sie zu eng, so kann ein Teil der Wurzeln nicht in das Glas hinabwachsen. Man füllt die Gläser bis zum Hals mit Leitungswasser und fügt diesem zu dessen dauernder

Früherhaltung eine kleine Messerspitze Kochsalz bei. Die aufgesetzte Zwiebel darf mit dem Wurzelboden nicht in das Wasser hineinreichen, sonst fault sie.

Ein anderes, neueres Verfahren ist das Treiben der Blumenzwiebeln auf grobem, reingewaschenem Sand oder Kies oben auf kleinen Kieselsteinen. Sand, Kies oder Steine werden solange gewaschen, bis das Wasser über ihnen klar bleibt, dann gibt man sie in ziemlich flache Gefäße; ein Suppenteller genügt schon, aber kleine Tonschalen sehen netter aus. Nun setzt man Phazinien, Krokus oder Frühlingsafrasia, Narzissen und Tazetten, aber jede Art allein, dicht zusammen in die Schalen auf die beregte Unterlage und füllt ab und zu soviel Wasser ein, daß die Unterlage feucht bleibt. Die so behandelten Zwiebeln werden auch zunächst dunkel gestellt; erst wenn sie reichbewurzelt sind und gut getrieben haben, kommen sie an das Zimmerfenster, wo sie sich unter Einwirkung ganz mäßiger Wärme entwickeln sollen. Es ist ganz selbstverständlich, aber ich möchte trotzdem noch besonders hervorheben, daß alle Treibzwiebeln wie überhaupt alle Zimmerpflanzen im Winter nicht mit eiskaltem bezw. frisch der Leitung entnommenem Wasser begossen werden dürfen, sondern nur mit solchem, das zum mindesten die Temperatur des Raumes hat, in dem die betreffenden Pflanzen gepflegt werden.

Für das vorgeschilderte Treibverfahren wird vielfach in schwindelhaften Inzeraten eine sogenannte japanische Feenlilie angeboten. Auf diese Angebote gehe man nicht ein, denn die angebliche Feenlilie ist keine Lilie, sondern nichts anderes als unsere gemeine Tazette, Narcissus tazetta.

Auch sogenannte Trockenblüher sieht man vielfach in den Schaufenstern der Samenhandlungen. Es sind dies Zwiebeln und Knollen, welche die Fähigkeit besitzen, ohne eingepflanzt zu sein und ohne bewässert zu werden, im Zimmer, auf irgendeiner Tablette stehend, ihre Blüten, wenn auch nur in bescheidenster Entwicklung durch Verbrauch ihrer Reservestoffe zur Entfaltung zu bringen. Die am meisten angebotene dieser Pflanzen ist nichts anderes als unsere gewöhnliche, giftige Herbstzeitlose, deren Zwiebeln aber nicht unseren fumpfigen Wiesen entnommen, sondern durch Gartenkultur gekräftigt worden sind. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo diese Zwiebeln zu blühen beginnen. Wenn man sie nicht einpflanzt, entfalten sich die Blumen auch so; die erschöpften Zwiebeln sterben danach ab. Der zweite Trockenblüher des Handels ist eine Knolle, der sogenannte Eidechschwanz, zu den gleichfalls giftigen Arongewächsen gehörend, dessen langes Blütenkolben-Hüllblatt nach dem Erblühen schwanzartig zurückgeschlagen ist. Die immerhin interessante Blüte dieses Gewächses ist durchaus nicht schön und sie verbreitet zudem noch einen so unangenehmen, aasartigen Geruch, daß ich es nicht verantworten könnte, sie zur Zimmerkultur zu empfehlen. Hd.

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

4]

Von Heinrich Hölzl.

Hinten links in der Ecke, wo die Treppe nach dem Schlafräume hinauf führt, steht sogar ein alter Küchenschrank, und an den Wänden ringsum sind in Manneshöhe Bretter wagerecht angebracht, auf denen ebenfalls allerlei Lebensmittel liegen. Die Frauen und Mädchen haben diesen Brettern einen eigenartigen Schmutz verliehen. Zungenförmige Spitzen, aus weißem Papier geschnitten, etwa 15 Zentimeter breit, ziehen sich an den Brettanten hin. Das Weiß der Papierspitzen kontrastiert seltsam mit dem Schmutz ringsum.

Ich ging zurück nach der Küche. Dort hatte sich inzwischen eine Anzahl Gähner eingefunden. Sie suchten alle Eden aus. Die Frauen sprachen lebhaft in polnischer Sprache über das Stend und die Arbeitslosigkeit in den Städten. Wahrscheinlich hatte sie mein Kommen auf dieses Thema gebracht.

„Es mag sein, wie es will,“ sagte die Alte zur anderen, „auf dem Lande ist doch auf dem Lande. Da haben die Leute wenigstens Arbeit und können sich satt essen. In der Stadt müssen sie hungern und werden Spitzbuben.“

Und nun fing sie an zu erzählen, was ihr der Fritz, ihr Sohn, gestern alles aus der Zeitung vorgelesen hatte.

Als sie damit fertig war, meinte sie auf deutsch zu mir: „Nee, Kinders, ich muß machen, daß ich mit meiner Arbeit fertig werde. 's geht ja schon auf steben. Wenn Sie noch was machen wollen, helfen Sie der Frau hier.“

Die war damit beschäftigt, aus der Schleuse, die sich neben dem gemauerten Wasserbehälter in der Küche befand, die Fauche auszuschnöpfen und in Eimer zu füllen. Die Alte brachte mir eine Zigarre: „Hier, rauchen Sie sich eine an, damit Sie's nicht so stinkt.“

Das war auch nötig. Denn der Gestank war infernalis. Doch die Alte unterrichtete mich über die Herkunft des Dredes mit den Worten: „Das ist weiter nichts Schlechtes, das ist der Dred, den die Frauen beim Scheuern und Aufwaschen reinschütten, und der hat sich gesetzt. Und da muß er von Zeit zu Zeit herausgebracht werden.“

Als ich etwa 30 Eimer hinaus auf den Hof in die Aßegrube getragen hatte, war die Schleuse leer, und ich atmete erleichtert auf. Dann setzte mir die Alte eine große Schüssel ungeschälter Kartoffeln vor und einen Hering. Das sei mein Abendessen, meinte sie. Ich sollte mir's recht schmecken lassen. Mittraufich sah ich sie an; wollte sie mich verhöhnen oder meinte sie es im Ernst. Aber sie sah nicht aus, als wollte sie mich foppen. Hunger hatte ich wohl. Aber es wollte mir durchaus nicht schmecken. Nicht etwa, daß ich Kartoffeln und Hering verschmähte, aber ich war schon zu sehr in die intimen Geheimnisse dieser Küche eingedrungen.

Ich hatte kaum angefangen zu essen, als auch schon die Leute vom Felde heimkamen. Sie sind pünktlich, das muß man ihnen lassen, dachte ich im stillen, denn eben schlug die Uhr des nahen Kirchleins sieben. Schwabend und schreiend füllten sie allmählich den ganzen „Speisesaal“ und musterten mich. Die einen heimlich von der Seite, andere wieder offen, beinahe frech. Ich ließ mich nicht stören, verzehrte ruhig meinen „Schwimmling“ und beobachtete das Treiben um mich her. Das zwitscherte und zischte, daß ich Mühe hatte, aus dem Durcheinander etwas zu verstehen. Allmählich gewöhnte sich das Ohr an dieses Chaos von Lauten und Worten. Bald sollte ich aber ein eigenartiges Schauspiel erleben.

Ganz harmlos fing es an. Ein Bürschchen von etwa 15 Jahren kam weinend von draußen herein. Hinter ihn her eine Frau, aus deren Munde sich eine wahre Springflut von Schimpfworten ergoß. Eine andere Frau, die Lante des Jungen, fragte ihn, warum er heule. Jammern erzählte er. Und nun fing's an. Erst die beiden Weiber miteinander; dann ergriffen einige diese, andere jene Partei, und in wenigen Augenblicken war die ganze Kaserne in Aufruhr und in zwei feindliche Heerlager getrennt. Ein Lärm, als sei die Hölle los, durchtobte das Gebäude. Ich befürchtete jeden Augenblick, daß der eine oder die andere nach einer von den herumstehenden Mistgabeln oder Schaufeln greifen könnte. Dann war die Keilerei perfekt, und wer konnte wissen, wie sie abließ. Ich suchte den Ausgang zu gewinnen. Aber noch ehe es mir gelang, ebte der Lärm zurück. Noch einige vereinzelte Ausbrüche der Streitenden, die jedoch nicht mehr so heftig waren, und wenige Minuten später saßen sie an den Tischen friedlich nebeneinander und löffelten ihren Kartoffelbrei, wobei sie sich von den Mühen des Tages unterhielten.

Ich habe mir am Schalter eine Schachtel Zigaretten geholt und hocke auf einem Schemel in der Ecke, rauche und beobachte.

So, nun bist du also dort, wohin du wolltest, denke ich mir, und überlege, wie ich mich in den nächsten Tagen am besten verhalte, um mit meinen neuen Kollegen auszukommen. Soll ich weiterhin den Kann-nit-verstahn spielen? Das hat den Vorteil, daß sie sich in meiner Gegenwart ungeniert ausdrücken. Aber dann fehlt mir auch die Möglichkeit, das Gespräch der Leute auf Dinge hinzulenken, die ich gerne wissen möchte. Und ich entschließe mich, bei der nächsten günstigen Gelegenheit mich der polnischen Sprache zu bedienen.

Inzwischen haben die meisten ihre Mahlzeit beendet, und Frauen und Männer holen aus den Säcken Kartoffeln und schälen sie, auf den Bänken, Säcken oder dem Fußboden hockend. Das sind die Vorbereitungen für die morgige Mahlzeit. Diese Leute müssen wirklich fanatische Kartoffeleßer sein. Kartoffeln am Morgen, Mittag und Abend, tagaus, tagein; kein Stückchen Fleisch oder Mehlspeise. Höchstens ein wenig Schmalz und Salz als Zutaten oder etwas saure Milch, das ist alles.

Ich erinnere mich des Spruches, den ich vor Jahren einst im Thüringer Lande gehört habe:

Des Morgens Kartoffeln in aller Früh,
Des Mittags Kartoffeln mit saurer Brüh,
Und abends Kartoffeln mitfamt dem Kleid,
Von nun an in alle Ewigkeit. Amen!

So betete immer der Großnecht auf dem Rittergute, auf dem ich damals gearbeitet habe, wenn es mittags, wie gewöhnlich, Kartoffeln gab. Aber wir hatten morgens Kaffee oder Milch und abends Wurst und Brot und mittags wöchentlich viermal Fleisch und zwischen hinein mal Thüringer Klöße. Und so war der Bers doch immerhin etwas übertrieben. Aber hier traf er voll und gang zu. Doch die Leute schienen es gar nicht anders zu kennen und schienen leidenschaftliche Kartoffeleßer zu sein. Zweckmäßiger konnte der liebe Gott die Sache gar nicht einrichten. Ein Mensch, der nicht sehr gerne Kartoffeln ißt, müßte hier verhungern. —

Durch die vergitterten Fenster fallen die Strahlen der scheißenden Sonne und übergießen den öden, unfreundlichen Raum und die Menschen darin mit ihrem Purpur. Ja, die Sonne ist ein alter Demokrat. „Sie scheint in des Bettlers Daß und in des Königs Prunngemach.“

Doch die Menschen hier scheinen keinen Sinn für solche einfache Schönheit zu haben. Schwabend schälen sie ihre Kartoffeln.

Allmählich dunkelt es. Und die Mädchen fangen an zu singen. Primitive, einförmige Weisen, uralte Volkslieder, die das alte und ewig neue Thema behandeln, Lieben und Scheiden.

Kleid und Kindlich sind die Redewendungen des Textes, aber die Melodien haben so etwas unbeschreiblich Rühmend-Zwingendes, und man kann sich der einstürmenden melancholischen Gedanken nicht erwehren.

Nach und nach wird es wieder still. Die ledigen Männer und Bürschen gehen nach und nach hinauf in den Schlafräume. Die Frau

Verheirateten, die mit ihren Frauen zusammenwohnen, haben neben dem „Speisesaal“ unter unserem Schlafraum ihre Wohnungen. Der Raum ist genau so groß wie der unsere oben; nur ist er durch Bretterwände in sechs Zellen eingeteilt. Jeder der fünf Verheirateten bewohnt mit seiner Frau eine Zelle. Die sechste Zelle ist unbewohnt, wird aber von den fünf Paaren als Vorratskammer verwendet.

Die Mädchen und Frauen, die allein sind, haben einen ähnlichen Raum wie der unsere. Er grenzt an den unseren, hat seinen Eingang aber von der Treppe aus, die neben der Küche nach oben führt.

Bei der Alten hole ich mir die Wolldecke, denn ich bin müde und will schlafen gehen. Ich bekomme auch eine. Aber was für ein Gesicht wie eine alte Regimentsfahne und immer noch zerfetzt; dazu ist sie noch klebrig und schmutzig, daß ich sie nur mit Widerwillen anfasse. Und einem plötzlichen Einfall folgend, lasse ich mir noch zwei Schachteln Zigaretten geben. Die sollen den Kontakt zwischen mir und den Leuten herstellen.

Oben sitzen sie in Gruppen auf den Bänken und plaudern. Dort puht einer seine Stiefel von Lehm rein und fettet sie ein, ein anderer schnitzt an einem Gabelstiel herum, den er „anmachen“ will.

Ich trete zur nächsten Gruppe hin und nehme umständlich eine Zigarette aus der Schachtel, um die Leute aufmerksam zu machen. Denn ich weiß von früher her, daß sie leidenschaftliche Zigarettenraucher und auf Zigaretten verfallen sind wie der Teufel auf eine Seele. Meine Absicht gelingt mir auch.

Mit verlangenden Blicken lugen sie nach den Zigaretten. Ich benutze die günstige Gelegenheit und frage auf Polnisch:

„Chcete papyrosi?“ (Wollt Ihr Zigaretten?)
Verdächtige Gesichter einen Augenblick lang. Dann ein freudiges:
„Psia krew! On umi po polskil“ (Gundebul! Er kann polnisch!)

Natürlich wollte ein jeder Zigaretten haben, und bald hatte ich sie auch alle verteilt. Und nun begann ein Ausfragen: woher, wozu, ob ich schon mit Polen zusammengearbeitet habe und wo. Was ich in der Stadt verdient hätte?

28 M. jede Woche.
Sie machten große Augen und meinten, das sei sehr viel.
Na, was verdient Ihr denn?
13,20 M. in einer Woche. Doch da dürfe es nicht regnen, voll müsse sie sein.

Also denselben Lohn wie ich.
Aber nach drei Wochen gibt es bloß noch 1,70 M.
Ja, warum denn?
Weil dann die Ernte vorbei ist.

So. Wie lange arbeitet Ihr jetzt?
Von früh um 5 Uhr bis abends um sieben.
Das Bürschchen, um den der Krach vorhin war, meint: Und ich habe eine Mark auf den Tag.
Wie alt bist Du?
16 Jahre. Dort, das ist mein Bruder, der ist 14 gewesen. Der kriegt 80 Pf.

Mit Kost, natürlich?
Nein, ohne Kost. Die kostet 80 Pf.
Bist Du allein mit Deinem Bruder hier oder sind Deine Eltern noch mit?

Nein. Mein Vater ist krank. Er muß zu Hause bleiben. Und Mutter hat Arbeit zu Hause. Wir haben ein kleines Haus und zwei Morgen Feld.

Eine Kuh auch?
Nein, bloß zwei Ziegen und ein Schwein.
Gefällt es Euch so allein?
Wir haben unsere Tante und den Onkel mit.
Von unten aus dem Speisesaal erschallt die Stimme des Vorschneiters:

„Ludie, ludie!“ (Leute, Leute!)

Eilig gehen alle nach unten. Ich gehe mit. Masch füllt sich der Raum wieder mit den Menschen, und der Vorschneiter verteilt die Arbeit für den kommenden Tag. Die Mehrzahl der Leute, etwa 50, müssen morgen Gerste auf den Feldern wenden, damit die Körner nicht anfangen zu keimen. Zehn Mann, fünf Schnitter und fünf Abreaffer, sollen den Weizen im Schlag VI rings am Rande abmähen, damit der Selbstbinder dann anfangen kann mit Mähen.

Denn ehe die Mähmaschine in Tätigkeit treten kann, muß so viel mit der Sense abgemäht werden, daß die Maschine und die Pferde, die sie ziehen, neben dem noch stehenden Getreide vorbeiziehen können. In der Regel muß dieser Rand zwei Meter breit sein. Die Schneidmesser laufen im Getreide.

Bei dieser Kolonne von zehn Mann war auch ich. Ich sollte abraffen.

Nach und nach wurde es wieder leer unten. Ich ging mit den anderen hinauf. Ihr Gespräch drehte sich um die Arbeit, die für morgen aufgetragen war.

Drüben pochten die Mädchen an die Wand, die unseren Schlafraum von dem ihren trennte. Warum, konnte ich nicht erfahren. Und nun flog eine Menge zwei- und eindeutiger Redensarten hinüber und herüber, denn die Mauer war nur dünn, so daß man jedes laut gesprochene Wort auf der anderen Seite hören konnte.

Einige meiner Gefährten fingen an, Joten zu singen, und der Mond warf sein mildes Licht durch die Fenster herein. Vom nahen Kirchlein schlug die Uhr zehn.

Einer nach dem anderen warf sich angekleidet wie er war auf seinen Strohsack. Nur die wenigsten zogen ihr Schuhwerk von den Füßen. Nun lagen sie schon alle. Ich aber saß noch immer aufrecht auf meinem Strohsack und zögerte. Mir ekelte vor diesem Lager, das vor Schmutz starrte. Um diesen Augenblick möglichst weit hinauszuschleichen, brannte ich mir eine Zigarette an der anderen an, bis ich bei der letzten angelangt war.

So muß es den armen Seelen zumute sein, dachte ich, wenn die Geschichte von der Seelenwanderung keine leere Fabel ist.

Noch ein letzter Zug aus der Zigarette, dann warf ich den Stummel durchs Fenster hinaus, zog die Schuhe aus und warf mich angekleidet, so wie die anderen, aufs Lager. Dabei hielt ich den Atem an wie einer, der sich ins Wasser stürzt.

Die Kirchturmuhre kündete bereits die erste Stunde.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Naturkunde.

Können die Nervenzellen außerhalb des Organismus leben? Der Nachweis, daß die Zellen und Gewebe höherer Organismen, von diesen künstlich getrennt, noch auf lange Zeit hinaus lebens- und vermehrungsfähig sind, ist eine der glänzendsten Leistungen unseres an hervorragenden Ertrungenschaften wahrlich nicht armen Zeitalters. Ja, es hat nach den Versuchen von Garrison, Loeb, Burrows, Lewis, Lambert und besonders Carrel sogar den Anschein, als ob das Muskel- und Bindegewebe des tierischen Körpers gewissermaßen unsterblich ist. Wenn man ihnen Sauerstoff und andere unbedingt notwendige Nährstoffe zuführt, die Zerfallsprodukte dagegen entfernt, so gedeihen sie unter der Normaltemperatur außerhalb des Organismus auf das Beste, üben ihre Funktionen aus und vermehren sich. Gewiß sterben die einzelnen allmählich ab. Aber sie erzeugen fortwährend neue und kommen durch diese immer wieder zum neuen Leben.

Die Versuche der genannten Forscher erstreckten sich indes auf Zellen von verhältnismäßig niederem Bau. Nun gilt es zu erforschen, ob auch die höchst organisierten Zellen, die Nervenzellen, denen die Funktionen des geistigen Lebens obliegen, außerhalb des Organismus kultiviert werden können. Eine ganze Reihe von ungeahnten Perspektiven knüpft sich an diese Frage. Kann die Menschheit hoffen, daß es ihr jemals gelingen wird, das Organ ihrer höchsten Funktionen am Leben zu erhalten und künstlich zu erzeugen? Der berühmte spanische Physiologe, der Nobelpreisträger Don Santiago Ramon y Cajal, gibt auf diese Frage ein entschiedenes Nein. In seinem auf der 4. Jahresversammlung der spanischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften kürzlich gehaltenen Vortrage schilderte er die Ergebnisse der Versuche, die Nervensubstanz außerhalb des Organismus leben zu lassen. Die Versuche schlugen fehl: nach zwei bis höchstens neun Tagen waren die Nervenzellen tot. Und es besteht keine Aussicht, diese enge Zeitgrenze wesentlich hinauszuschleichen. Warum? Weil die Nervenzellen überhaupt unfähig sind, die Nachkommenschaft zu erzeugen. Innerhalb wie außerhalb des Organismus bleiben sie auf Lebenszeit rein und ausschließlich an ihre Funktionen gebunden.

„Sie werden mit uns geboren,“ sagt der berühmte Gelehrte, „und sterben auch mit uns ab. Nicht ohne Grund sagt man, daß der Mensch nichts anderes ist als das Gehirn, bedient durch die Organe des Körpers. Daraus folgt, daß wir der Hoffnung, die Nervenzellen zu vermehren, entsagen müssen, wie auch dem ehrgeizigen Streben, das menschliche Gehirn ganz oder teilweise leben zu lassen, indem wir es in unseren Retorten einschließen und es unverfehrt und lebensfähig auch nach dem Tode des einzelnen aufbewahren. Und wenn auch die Wissenschaft, die doch schließlich vieles von dem erreichte, was zunächst für eine augenfällige Unmöglichkeit galt, es je so weit bringen würde, auch dieses verblüffende Wunder zu vollbringen — was für einen Zweck könnte wohl die Erhaltung des Gehirns eines Newton oder eines Pasteur in einer Glaswanne haben? Würde es auch das mindeste denken können? Getrennt von den Muskeln, den ausführenden Organen des Gehirns, abgeschnitten von den Sinnwerkzeugen, den Pforten für die Eindrücke der Außenwelt, entblößt von allen Anregungen seitens der Organe, worin doch die Wurzeln des Gefühls und der bewußten Aktivität liegen, würde die Existenz dieser armen, einsamen Nervenzellen auf das Niveau des Fortvegetierens herabsinken und geistig ebenso arm sein wie die einer ganz groben Haut- oder Bindegewebezelle. Und sollten einmal — durch irgendeine unglaubliche Heldentat der experimentellen Technik — diesen verwaisten Zellen die wunderbar chemisch oder mechanisch imitierten Reize des Gedankens oder des Gefühls auch wirklich übermittelt werden — welch eine ungeheure Qual! Der Schmerz — und keine Möglichkeit zu schreien und zu weinen! Der Wunsch und keine Hoffnung auf seine Erfüllung! Der Gedanke ohne Wort! Dante selbst könnte nicht eine solche Höllentortur erfinden!“